

Das Fräulein ist kein Wunder

Horváths „Glaube Liebe Hoffnung“ im Josefstädter Theater, inszeniert von Otto Schenk: eine gelungene Gratwanderung zwischen altmodischer Ferne und menschlicher Nähe.

VON BARBARA PETSCH

Seinen charakteristischen Ton hatte Ödön von Horváth, der Diplomatensohn, der das „Volk“ in seiner von Elend und Sentimentalität angetriebenen Bestialität ausforschte, längst gefunden, als er 1932 den Gerichtssaalberichterstatteer Lukas Kristl traf. Der 28jährige Reporter und der 31jährige Künstler fanden sich in der Erkenntnis, daß kleine Strafverfahren viel über das Leben der Leute verraten.

Nach einem Gerichtsakt verfaßt Horváth „Glaube Liebe Hoffnung“. Wegen der NS-Machtergreifung in Deutschland konnte der „kleine Totentanz“ nicht mehr uraufgeführt werden – fand auch später geteilte Aufnahme, wie die jetzige Josefstädter Aufführung. Als „Mißgriff in die pseudo-literarische Abfallkiste“ wurde das Werk – 1936 in Wien erstmals zu sehen – abqualifiziert. Der Kritiker Joachim Kaiser schrieb 1961: „Ernst ist das Leben – trostlos jedoch die Kunst, wenn sie meint, mit der Reportage trauriger Begebenheiten sei es getan.“ Heute ist das Werk kanonisiert: „In wenigen Stücken der deutschen Literatur zw-

ischen den Kriegen haben Gesellschaftsschilderung und Gesellschaftskritik einen derartig geschlossenen und dichterischen Ausdruck gefunden.“ (Kindler-Literatur-Lexikon).

Für die Bühne ist solcher Fachstreit egal. Was wirkt, entscheidet – und diese Aufführung wirkt: mit Liebe, Kenntnis, Engagement vorbereitet. Aus einem heterogenen Ensemble hat Otto Schenk das Beste herausgeholt. Rolf Langenfass baute dazu schäbige Versatzstücke einer flüchtigen Welt.

Stimmiges Spiel vom Blatt

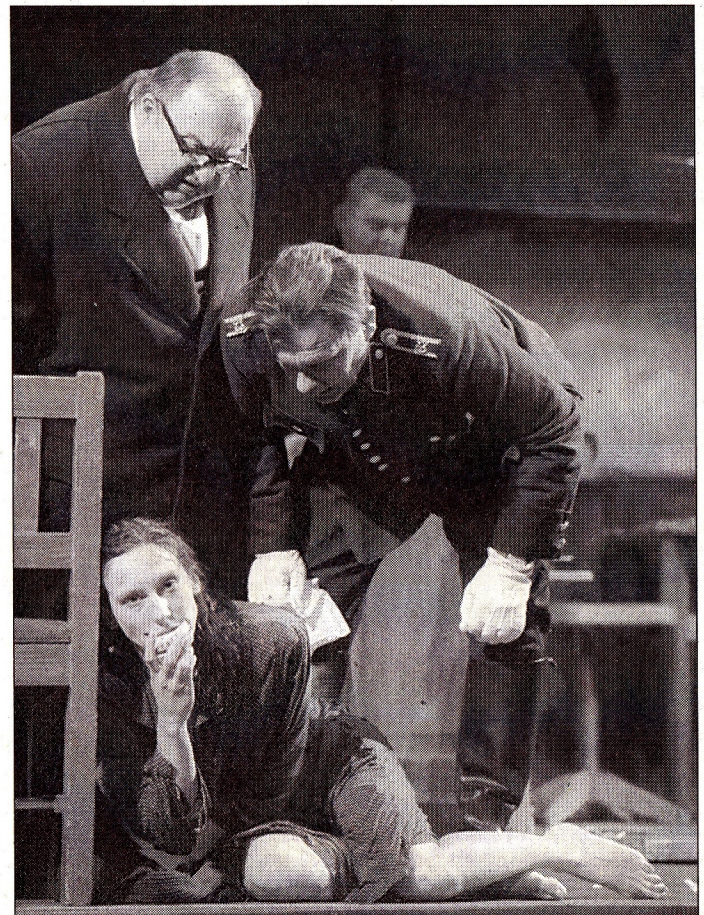
Fern, altbacken wirkt der Auftakt. Zu absichtsvoll kabarettreife piesackt die Altherrenriege (Fritz Muliari, Kurt Sobotka und Bernd Ander als zwielichtiger Baron) das Fräulein Elisabeth, das verzweifelt versucht, seinen Leichnam zu Lebzeiten der Anatomie zu verkaufen, um Bares zu beschaffen.

Maria Köstlinger hat mit dem Fräulein Mühe: eine passend schlichte, anmutige Erscheinung, doch ihr Spiel wirkt angestrengt, forciert künstlich. Man würde ihr mehr Szenen wünschen, wo sie aufblühen kann – wie in der *Amour* mit dem Schupo. Dieses Fräulein scheint von Beginn an zielstrebig dem Bühnentod zuzueilen. So etwas ist nie gut fürs Theater. Doch nach der etwas mißglückten ersten Szene wird die Aufführung dichter. Nur der von Horváth als Hintergrundmusik gedachte dröhnende

Chopinsche Trauermarsch stört die Atmosphäre.

Marianne Nentwich als Frau Amtsgerichtsrat, die bloß „zur Zerstreuung“, nicht aus Not, Damenwäsche feilbietet, stattet die kleine Rolle mit einer Fülle von Facetten aus: schleimige Zuwendung, Besserwisserei, aus Frust geborene kalte Aggression. Mit ihrem Gatten (Christian Futterknecht) bildet sie ein rechtes Kampfgeschwader kleinbürgerlichen Wohlmeinens. Derartige noch mit leisen Skrupeln angereicherte Bosheit hat die Geschäftsfrau Irene Prantl (Senta Wengraf) schon hinter sich: Die Gemeinheit dieser vermeintlich großen Dame kommt von Herzen. Vor dem Wohlfahrtsamt treffen einander jene, die im gesellschaftlichen Kleinkrieg der niederen Ränge längst den Kürzeren gezogen haben: Maria (Claudia Androsch), die sich mit püffiger Herzlichkeit und kleinen Diebereien über Wasser hält – und die nur noch vor undifferenzierter Wut Schäumenden: eine Arbeiterfrau (Elfriede Ramhapp) und der Invalide (Hellmuth Hron).

Dunkel bleibt, was Thaddäus Podgorski (ein Buchhalter) in diese Aufführung verschlagen hat; seine darstellerischen Fähigkeiten reichen bestenfalls zur Kammerspielcharge. Martin Zauner spielt den Schupo, ein armseliger Opportunist, groß nur in der Sturheit, mit der er seine Prinzipien umklammert. Gottfried Neuner macht den Lebensretter Joachim zu einer der lebendigsten



Josefstadt: Dramatisch-letales Horváth-Finale für Maria Köstlinger (Elisabeth) – mit Hans Wolfgang Pemmer (Vizepräparator), Schupo II (Robert Grass).
Photo: reuters (H. Prammer)

männlichen Figuren – während Harald Harth als Oberinspektor schematisch bleibt.

Im Finale, seiner skurrilen und doch so immens theaterwirksamen Marotten beraubt, streift der Präparator, Kurt Sobotka, das Parodistische ab: Als endgültig gebrochener Mann wankt der beruflich Avancierte ab – von Hut, Stock und seiner

Position mühsam zusammengehalten. Die Schupos müssen zur Parade: Diskret und stimmig zeichnet die Inszenierung den Bürgerkrieg, der die Rituale der offiziellen Autoritäten überwuchert hat. Ein spannen-der Abend, der ohne politische Fingerzeige illustriert, wie eine Welt langsam, fast absichtslos in einen Abgrund fällt.